

# Die Pechvögel des Jahres wappnen sich

Besonders gefährlich wird Japans neues Jahr für 37-jährige Frauen und einige weitere Risikogruppen. Zum Glück gibt es Abhilfe

Millionen von Japanern haben die ersten Januartage wieder im Shinto-Schrein verbracht, zur Vorsorge gegen Unglück. Für Private ist sie ab 40 Franken zu haben.

Firmenchefs zahlen mehr.  
**Sonja Blaschke, Tokio**

In dem kleinen Raum sitzen Menschen dick eingemummt und ordentlich aufgereiht auf den Knien. Sie tragen nur Socken, um die Tatami-Matten aus Reisstroh nicht zu beschmutzen. Ihr Blick richtet sich auf einen weiss gewandeten Priester, der eine schwarz lackierte Kopfbedeckung trägt. Auf sein Zeichen hin beugen sich alle Anwesenden nach vorne. Sie halten den Kopf gesenkt und falten die Hände zum Gebet. Dann nimmt der Priester einen Holzstab, an dem gefaltete Papierstreifen befestigt sind, und schwingt diesen hin und her, über die Köpfe der Menschen. Im Raum hört man nur das Rascheln der Papierstreifen. Nach wenigen Sekunden ist es vorbei, und alle stehen auf. Jetzt kann das neue Jahr losgehen.

Die Anwesenden gehen auf den eiskalten Holzplanken zu-

rück zum Ausgang des Meiji-Schreins, nehmen ihre dort abgestellten Schuhe aus dem Regal und schlüpfen hinein. Sie haben gerade an einer Yakubarai-Zeremonie der japanischen Urreligion Shinto teilgenommen. «Yaku» bedeutet Unglück und steht für alles Schlechte, «barai» bedeutet Reinigung. Dafür steht auch die weisse Farbe der Papierstreifen an dem Haraigushi genannten Holzstab.

Die Reinigungszeremonie ist für viele Japaner ein fester Bestandteil ihrer Routine zum Jahresbeginn. Sie reservieren lange im Voraus bei einem Shinto-Schrein ihrer Wahl einen Termin. Manche gehen jedes Jahr, vor allem Firmenchefs, die viel Verantwortung tragen. In einem Umschlag überreichen sie den Priestern eine grosszügige Geldspende für den Schrein, in der Hoffnung, die Götter milde zu stimmen. Bei einer Familie werden etwa 5000 Yen, umgerechnet rund 40 Franken, als Minimum angesehen.

## Pechjahre im Shintoismus

Unter den Teilnehmern sind besonders viele, die gerade zu den Pechvögeln des Jahres gehören. Das ist in Japan nämlich festgelegt. Wen es wann trifft, steht an



Shinto-Priester bereiten sich auf die Neujahrsrituale im Meiji-Schrein vor. (Tokio, 31. 12. 2015)



Besucherinnen im Meiji-Schrein wählen O-Mamori aus. (31. 12. 2015)

den Schreinen auf grossen Tafeln angeschrieben. Bei Frauen sind die kritischen Jahre diesmal im Alter von 19, 33, 37 und 61 Jahren, bei Männern in dem von 25, 42 und 61 Jahren. Doch damit nicht genug. Es gibt noch ein Vor- und ein Nachpechjahr. Lebensverändernde Entscheidungen sollten in den Unglücksjahren nicht oder nur mit besonderer Vorsicht getroffen werden, heisst es.

Zum Glück gibt es viele Möglichkeiten, um potenzielles Unheil abzuwenden. Zur Grundausstattung gehört in Japan das O-Mamori, ein Glücksbringer. Dieser besteht aus einem hübschen bunten Seidensäckchen, gefüllt mit einem Gebet auf einem Holz- oder Papiertäfelchen. O-Mamori beschützen den Träger zum Beispiel vor Unfällen im Strassenverkehr, vor Krankheit oder dem

Durchfallen in einer Prüfung. Man darf sie nur nicht öffnen, sonst verlieren sie ihre Kraft.

Die beste Zeit, um sich eine dicke Portion Glück fürs neue Jahr zu holen, ist gleich in den ersten drei Tagen des Januars. In Japan sind das die vielleicht wichtigsten Feiertage. Wer sonst nie freinimmt, gönnt es sich dann. Auf dem Programm steht neben Ruhen und Essen der erste Gang zum Schrein im neuen Jahr, genannt Hatsumode. Besonders beliebt dafür ist der Meiji-Schrein im Zentrum Tokios. Bekannt für Hochzeiten im traditionellen Stil, wird dieser pittoresk inmitten eines grossen Parks gelegene Schrein jährlich von zehn Millionen Besuchern frequentiert, drei Millionen von ihnen kommen allein vom ersten bis dritten Januar.

Das Anstehen kann dann schon einmal zwei, drei Stunden dauern. Ordentlich aufgereiht, von Polizisten dirigiert, erreichen die Wartenden die Zone vor dem Schrein. Dann werfen sie, was das Zeug hält, Geldmünzen als Opfergabe nach vorne und wünschen sich von den Göttern Glück. Weil die normalen Opferkästen in dieser Zeit zu klein wären, hat man hinter einer Absperrung einfach

grosse blaue Planen für den Geldregen ausgelegt.

Danach stellen sich viele gleich in die nächste Schlange, zum Kauf von Glücksbringern oder Wunschtäfelchen, genannt Ema. Menschen im Pechjahr brauchen eine noch stärkere Dosis an göttlichem Beistand. Zu diesem Zweck bieten viele Schreine Pfeile und Zielscheiben aus Holz an, kunstvoll bemalt und mit Schleifen und goldenen Glöckchen verziert. Den Pfeil müsse man Richtung Eingangstür aufhängen, erklärt eine Schreindienerin im traditionellen rotweissen Gewand. Dieser Pfeil würde alles Böse «abschiessen», das einzutreten versuche. Die Zielscheibe wiederum habe die gegenteilige Funktion: Sie soll das Gute anlocken.

## Rezykliertes Glück

Kein Glück dauert ewig. Folglich haben auch die Glücksbringer ein Ablaufdatum. Nach einem Jahr sollte man sie durch neue ersetzen. Das verbrauchte Glück kann man ökologisch korrekt am Schrein zurückgeben. Dort werden O-Mamori und andere Talismane rituell verbrannt - und das seit einer Änderung der Materialien meist auch umweltschonend.

# Kultur löst den Terrorismus ab

San Sebastián ist dieses Jahr Kulturhauptstadt Europas. Die baskische Stadt nutzt den Anlass, um Jahrzehnte des ETA-Terrors aufzuarbeiten.

**Brigitte Kramer, San Sebastián**

Kulturhauptstadt Europas? Woanders wären das Vernissagen, Premieren und Einweihungen. Nicht aber in San Sebastián. 2016 trägt die Stadt im Norden Spaniens den Titel und will damit die schwierige Versöhnung angehen. Das ist kein leichtes Unterfangen. Denn der Terror der baskischen Separatisten hat hier mehr als 30 Jahre lang gewütet.

«Kultur als Werkzeug der Versöhnung» lautet das Motto des Programms, das mehr als 100 Projekte und fast 500 Einzelaktionen umfasst. «Wir bieten keine grossen Namen und keine Neubauten», sagt der Leiter Pablo Berástegui, «wir laden die Besucher ein, die Stadt und ihre Menschen kennenzulernen.» Das Programm ist alles andere als effekt-hascherisch und wendet sich vor allem an die eigene Bevölkerung. Die lebt in einer der schönsten Städte Spaniens, an einer traumhaften Doppelbucht der Biskaya,

und ist dabei doch schwer traumatisiert.

Autobomben, Anschläge, Kopfschüsse auf offener Strasse - das prägte bis zum Waffenstillstand 2011 das Leben der 186 000 Bewohner. Die Terroristen der ETA (Euskadi Ta Askatasuna, Baskenland und Freiheit) fühlten sich von Madrid unterdrückt und rechtfertigten so ihren blutigen Kampf, der mehr als 800 Personen in der Region das Leben gekostet hat. Ohne Rückhalt in der Bevölkerung hätten die Terroristen nicht so lange wüten können. So ist die baskische Gesellschaft bis heute gespalten.

Ein Werkzeug der Versöhnung ist das politische, interaktive Theater von Elena Arambarri und Mai Gorostiaga. Die Schauspieler treten in Seniorenzentren, Schulen oder Quartierzentren auf und holen die Zuschauer auch auf die Bühne. Erwünscht seien Tränen, Umarmungen, Wutausbrüche, sagt Elena Arambarri. So wolle sie die «Mauern des Misstrauens» einreissen. Arambarri und Gorostiaga arbeiten mit einer Technik aus den 1970er Jahren. Der Brasilianer Augusto Boal hat sie damals Theater des Unterdrückten genannt. Dieser Begriff kommt im Baskenland allerdings nicht gut

an, hatte doch die ETA die angebliche Unterdrückung zum Vorwand genommen. So spricht man heute lieber von Forumstheater.

Ein sprachlicher Drahtseilakt ist auch die passende Wortwahl für den zurückliegenden Terror. Arambarri und Gorostiaga nennen ihre gemeinsame Geschichte den «baskischen Konflikt». So vermeiden sie Schuldzuweisungen und ebenen Opfern, Tätern und deren Angehörigen den Weg zur Versöhnung - beim Rollenspiel auf der Bühne oder bei öffentlich formulierter Selbstkritik.

Im Museum San Telmo, einem schönen, gerade erst erweiterten Klosterbau aus dem 16. Jahrhundert, finden regelmässig Tage der Selbstkritik statt. Im vergangenen Herbst sprach dort der 61-jährige Josetxo Arrieta. Mit 16 trat er der ETA bei, verbrachte drei Jahre im Gefängnis, wo er ins Grubeln kam und sich innerlich lossagte. Zweifel an der Gewalt führten den damaligen Terroristen zu Konflikten mit der Organisation. Endgültig distanzierte er sich nach einem Schlüsselereignis 1983. In seiner Heimatstadt Irún, 15 Kilometer östlich von San Sebastián, sah er mit eigenen Augen, wie ein Metzger hinter seiner Ladentheke erschossen wurde. «Eine Woche



Idylle mit blutiger Geschichte: San Sebastián. (19. 9. 2014)

## Josetxo Arrieta



Der einstige ETA-Terrorist sagt heute: «Wir haben nichts anderes getan, als Hass zu säen.»

später haben mich drei Männer in Zivil in ein Auto gepackt», erzählt er, «und ich wusste nicht, ob es Polizisten oder Terroristen waren.» Das Misstrauen gegen die eigenen Leute und das Gefühl, selbst Opfer zu sein, führten ihn zu seiner heutigen Überzeugung. «Bis dahin war ich unfähig, Empathie zu empfinden. Alle Greuel-taten liessen sich politisch rechtfertigen», sagt Arrieta, «dabei ha-

ben wir nichts anderes getan, als Familien zu zerstören, Leid zu bringen und Hass zu säen.»

Die Idee zur Bewerbung als Kulturhauptstadt hatte 2007 der damalige Bürgermeister Odón Elorza - während eines Klosteraufenthaltes. «Diese Stadt brauchte ein gemeinsames Ziel», erinnert sich Elorza heute. 2011 kam der Zuschlag von der EU-Kommission, wenige Monate vor dem Waffenstillstand. Seitdem arbeitet San Sebastián am Programm. Hunderte Bürger nahmen an der Gestaltung teil, «Leute, die sonst nicht unbedingt miteinander gesprochen hätten», erzählt die Soziologin Inesa Aristimuño vom Organisationskomitee. Doch der gemeinschaftliche Entstehungsprozess war Teil der Bewerbung. «Es geht um bürgerliche Ermächtigung», sagt Aristimuño, «das war eine harte Lektion in Demokratie.»

Der Lektion in Demokratie haben sich auch Politiker unterzogen. Regionalpräsident Iñigo Urkullu bat im Museum San Telmo um Verzeihung «für das Schweigen der Gesellschaft angesichts des grossen Leidens». Urkullu nennt als Vorbilder seiner Friedensarbeit Deutschland, Südafrika und Nordirland.